



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wie sich die Orientpolitik dem Laienauge darstellt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wie sich die Orientpolitik dem Laienauge darstellt



er nicht in dem innersten Heiligtum der zünftigen Diplomatie sitzt, der wird der Orientpolitik wie jeder andern gegenüber ein „Laie“ heißen müssen. Ja selbst wenn er dort säße! Ist er nicht gerade der Geist, der, wie vor Zeiten Fürst Bismarck, nicht bloß die Geschicke des eignen Landes, sondern auch die der andern „Mächte“ bestimmt, so kann es wohl geschehen, daß er die Dinge mit noch weniger freiem Blicke sieht als mancher „außen“ stehende Laie, der sich unbefangen seinen im Strom der Welt erworbnen Erfahrungen hingeben darf.

Wie stellt sich nun dem Laienauge die Orientalpolitik dar? Ist es wirklich wahr, daß der Ausbruch des Kriegs auf der Balkanhalbinsel die Schuld der „sechs Ohnmächte“ ist? Gibt es gar keine andre Erklärung als die „Impotenz der Mächte“ für die sonderbaren Dinge, die sich vor unsern erstaunten Augen abspielen, und die wir Völker — sicherlich zum Ergötzen der zünftigen Diplomaten — uns zurechtlegen, als ob sie durch die unwiderstehliche vis inertiae der Verhältnisse, nicht aber durch gewolltes Menschenwerk, durch planmäßige Züge und Gegenzüge auf dem Schachbrette der Politik entstanden wären?

Fragt man sich, welche „Mächte“ denn das größte Interesse dort hinten weit in der Türkei haben, so geben Diplomaten wie Laien, Zeitungsschreiber wie Zeitungsleser einstimmig dieselbe Antwort: das sind in erster Linie Rußland und England, dann folgen Frankreich, Österreich und Stalien, schließlich in weiterm Abstände Deutschland, Amerika und tutti quanti. Hier sind wir also auf festem Boden: in erster Linie stehen Rußland und England. Ein Blick in die Geschichte und auf die Karte erklärt das mit voller Deutlichkeit. Rußland rückt an den Grenzen seines gewaltigen Reichs mit wunderbarer Geschicklichkeit vor, und jeder Schritt seines Vorrückens bedeutet einen Eingriff in die weltumspannende Macht Englands. Denn es ist kein Zweifel mehr:

neben das meerbeherrschende Albion tritt mit Riesenschritten Rußland als zweite eigentliche „Weltmacht.“ Was das befragen will, darauf hat man sich in England mit großer Unruhe und Sorge besonnen. Sa man hat allem Krämergeist zum Trotz, der schon in Fleisch und Blut übergegangnen Neigung zuwider, alle Vorteile mit möglichst geringen Mitteln durch geschickte Benutzung der „Konjunktur,“ durch Benachteiligung des unerfahrenen Kunden, durch schlaue Handelskniffe zu erreichen, mit großer Thatkraft und Opferwilligkeit den Ausbau der Flotte in einem ganz außerordentlichen Umfange bewilligt. In Jahresfrist kann England, wenn es sie zu bemannen imstande ist, mit einer Flotte auf den Meeren erscheinen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Und wenn es not thun sollte, so kann diese Macht in kürzester Zeit noch verdoppelt, verdreifacht werden — ein Aufgebot von Kraft und Drohung, das der richtigen Erkenntnis entspringt, daß mit ihm Englands stolze Macht steht und fällt. Wohin sich immer der Blick wendet auf der Erdkugel: es giebt keinen Winkel, in dem seine Interessen nicht bedroht wären, ja auf dem Spiele stünden. Australien kann jeden Augenblick den Entschluß fassen, sich unabhängig zu machen. In Indien stand Englands Herrschaft zu keiner Zeit so unsicher da wie jetzt, wo Rußland an seine Thore pocht, wäre es auch nur, um das Gefühl dieser Unsicherheit wachzuhalten. In Südafrika bereiten sich Ereignisse vor, die auf den Unabhängigkeitskampf der Buren gegen die englischen Ausbeuter hinauslaufen. Kanada hat einen sehr mächtigen Freund in den Vereinigten Staaten, die ihre großen Arme nur auszubreiten brauchen, um es freundschaftlichst an das stammverwandte Herz zu drücken. Dazu kommt, daß auf der ganzen Welt das Übergewicht des englischen Handels bekämpft und an vielen Stellen endgiltig besiegt wird, und ferner, daß sich, wie einst im Mittelalter, der Mittelpunkt des weltbewegenden Handels wieder nach dem Osten verschiebt. Mit der Entdeckung Amerikas begann der Zug nach dem Westen: er hat sein Ende erreicht, und die Bewegung flutet zurück. Seitdem haben sich die reichen Gebiete, die lange dem europäischen und vor allem dem englischen Handel und seiner Kultur dienstbar waren, zu selbständigen Staatswesen entwickelt. Es fehlt nicht an Zeichen, daß diese Staaten sogar in dem alten Stammgeschäftshause Europa ihrem Willen Geltung verschaffen werden. Das Übergewicht des Wasserwegs über den Landweg ist seit der Ausdehnung der Eisenbahnen über das ganze Festland nicht mehr so ungeheuer wie einst. Und deshalb muß England nicht bloß „des freien Seewegs nach Indien wegen“ daran denken, das Mittelmeer sich — und zwar sich allein — dienstbar zu machen, sondern weil das eine britische Lebensfrage überhaupt ist. Ein gewaltiger Versuch, die Welt zu beherrschen, nicht vom Mutterlande, sondern von einer Gruppe vorgeschobner Posten aus, die, mit äußerster Anstrengung wehrbar gemacht, die Stützpunkte seiner Macht bilden! England weiß, daß es seine schwindende Seemacht nur dann aufrecht erhalten kann, wenn es das Mittel-

meer ohne Widerspruch beherrscht. Gibraltar, Malta, Ägypten und Cypern (das freilich nicht „eingeschlagen“ ist) gehören ihm schon. Will etwa Frankreich England an seinen großartigen Plänen, von denen Sein oder Nichtsein des britischen Weltreichs abhängt, hindern, so muß zunächst Ägypten den Engländern mit Gewalt genommen werden. Denn niemand, der England auch nur oberflächlich kennt, hat wohl jemals im Ernste geglaubt, daß es das Mittelmeer, wenn seine „Mission“ dort erfüllt wäre, freiwillig wieder herausgeben würde. England wird seine „Mission“ erst dann aufgeben, wenn es besiegt und ohnmächtig am Boden liegt. Ist das aber so leicht zu bewerkstelligen? Wird Frankreich einen Kampf auf Tod und Leben um Ägypten und die Vorherrschaft im Mittelmeer wagen? Wenn nicht, und es ist sehr zu bezweifeln, daß es dazu die Kraft findet, nun, dann bleibt eben England in Ägypten.

Damit beherrscht es freilich noch nicht das Mittelmeer. Es fehlt noch das wertvollste Glied in der Kette von allen, und das ist Kreta. Nicht ganz Kreta; es genüge, wenn man sich dort nur still unter der Hand an der richtigen Stelle so festsetzen könnte, wie in Ägypten, „bis Englands Mission erfüllt“ wäre! Kreta hat den prachtvollsten, gewaltigsten Seehafen des gesamten Mittelmeers, die Sudabai, eine Ankerstätte, die schon seit Jahrzehnten von der englischen Mittelmeerflotte mit ganz besondrer Vorliebe „besucht“ und — nach britischer Gewohnheit — virtually als englische Flottenstation betrachtet wird. Die befestigte Sudabai im englischen Besitz würde aber genügen, England zur Herrin des östlichen Mittelmeers und damit des Orients zu machen. Um diesen Preis würde es sogar in die Abtretung Konstantinopels an Rußland willigen. Es machte dabei doch noch das bessere Geschäft, denn mit der Sudabai in englischem Besitz würde der Wert Konstantinopels ungeheuer sinken. Und ebenso würde Salonichi für Österreich kaum noch von hohem Werte sein.

Und nun bitte ich den Leser, die „Orientpolitik“ einmal von der Sudabai aus zu betrachten. Wird von hier aus nicht Englands und Rußlands Politik sehr klar, die Italiens, Österreichs und Deutschlands wenigstens verständlich? Und entwickelt sich nicht hier ein Spiel und Gegenspiel, das nur dem oberflächlichen Blicke als Unthätigkeit und Impotenz erscheint?

Griechenland — ob mit oder ohne Hilfe von englischem Geld — besetzt Kreta. Englische Sympathien, die ja äußerst billig sind, werden auf „Hellas“ gehäuft; aber man giebt sie für das, was man dafür erhält. Bleibt Griechenland im Besitze der Insel, so hat natürlich England das erste Recht auf eine kleine Belohnung — man würde zu diesem Zwecke rechtzeitig sogar die Liberalen, die ja ihre auswärtige Politik ganz auf dem Philhellenismus zugeschnitten haben, zur Regierung kommen lassen. Hat England nicht immer das menschlichste Nühren für das herrliche Volk des Achilleus, des Themistokles und des Ppsilanti, und hat es nicht die größte Entrüstung über den unspeakable Turk an den Tag gelegt? Sind nicht die griechischen Millionäre meist auf

englischem Boden gewachsen, und haben nicht unzählige Sovereigns ihren Weg in die Kassen der Ethnike Hetairia gefunden? Also „Kreta für die Griechen, die Sudabai für uns!“ ist ein in eingeweihten englischen Kreisen durchaus verständliches und in dem Bereiche der praktischen Politik liegendes Stichwort.

Wer will England daran hindern? Frankreich müßte den Entscheidungskrieg wagen, aber es fletscht wohl die Zähne nach Ägypten und Kreta hin, die Augen hält es dagegen wie gebannt auf die blauen Vogesen gerichtet, hinter denen der deutsche Rhein ruhig dahinfließt. In einer solchen verzwickten Stellung aber führt man keinen Krieg mit einer ebenbürtigen Macht. Und der Schluß wird sein: ist England einmal auf Kreta, so bleibt es dort, wie es in Ägypten bleibt. Und das ist der geschickte Zug seiner großartig angelegten Diplomatie: Es kann auch zu diesem Ziele kommen, wenn Griechenland nicht Beherrscherin und Berscherkerin der kretischen Insel werden sollte. Wollen die „Mächte“ durchaus nicht einsehen, daß man des Griechenkönigs Thron stützen, die wackern Hellenen, die ja nur, wie einst Italien und Deutschland, um ihre Stammeseinheit kämpfen, beschirmen, die gräßlichen Türken mit Feuer und Schwert ausrotten muß (was natürlich andre zu besorgen hätten), so ist es, denken die Engländer, zunächst auch gut! Wir besetzen Kreta mit den übrigen Mächten zusammen; denn autonom muß es werden, das steht außer Frage.

Gelänge dieser geschickt vorbereitete und durchgeführte Zug, so würde er einen glänzender Sieg der englischen Diplomatie bedeuten. Kreta darf nicht „autonom“ werden, wenn man England hindern will, auch nur den kleinen Finger auf Kreta zu legen. Denn wenn es autonom ist, muß man doch diese Autonomie auch schützen. Zunächst gewinnt man so Zeit zu den schönsten Mächenschaften. Außerdem sind ja schon sechshundert Mann dort; von Malta aus lassen sie sich unbemerkt und leicht auf einige Tausend bringen. Die ganze maltesische Flotte kann in der kürzesten Zeit zur Stelle sein. Jeden Schlupfwinkel, jedes Leuchtfeuer der Küste kennt sie, jeden Ort, der sich zur Befestigung eignet, denn man hat seine „Besuche“ auch auf nützliche Arbeit verwendet. Was hindert also England, zu gelegener Zeit einen Gewaltstreich auszuführen und die Sudabai zu besetzen?

Man wird dem entgegenhalten, daß ja auch russische, italienische, französische, österreichische und deutsche Soldaten dort seien, das ganze europäische Konzert. Freilich, aber auf wie lange? Sind doch sogar die Franzosen aus Ägypten hinausmanövriert worden! Die Deutschen werden sehr bald wieder abziehen; sie machen nur mit, um Rußland zu stützen. Österreich wird auch zu erweichen sein: wer ihm Salonichi „garantirt,“ dürfte ihm willkommen sein, und mit andern Danaergeschenken, die Österreich und Rußland gegeneinander mißtrauisch machen und hübsch auseinanderhalten würden, würde England gewiß nicht sparen. Italien? Wäre nur nicht die Feindschaft mit Frankreich über Tunis, wären nicht die englischen Dienste in Äthiopien traurigen

Gedenkens, wären nicht die lockenden Versprechungen wegen Tripolis, wäre nicht die klägliche Ohnmacht Italiens, das weder Geld noch militärische Kraft hat! Gegen England ist es doch immer nur als ein nicht großer Bruchteil feindlicher Kraft in Rechnung zu stellen; mit England kann es aber allerlei nützliche Sachen gewinnen, und so wird es auch nicht schwierig sein, es zum Verlassen Kretas zu bewegen. Deutschland? Selbst wenn es ein unmittelbares Interesse an Kreta hätte, würde es doch schwerlich England in die Arme fallen können. Aber sein Interesse ist nur mittelbar, freilich deshalb nicht minder lebendig, und ganz gewiß ist sein Gewicht in der Waagschale für oder gegen England von ausschlaggebender Bedeutung. So bleiben noch Rußland und Frankreich. Blickt man von Kreta aus auf Rußland, so wird es klar, weshalb diese Macht mit aller Kraft die Aufteilung der Türkei oder, wie man es im Zeitungswelsch so schön nennt, das „Ausschneiden der türkischen Frage“ zu verhindern sucht. Mehr als klug ist schon mit der „Autonomie“ Kretas der Grundsatz des *Quia non movere* verlassen worden. Während England nur gewinnen kann, wenn es den Stein so zum Rollen bringt, daß er einigen der „interessirten Mächte“ über den Leib geht, und vorgehen muß, wenn es den Boden nicht unter den Füßen verlieren will, wo und wann immer sich eine Gelegenheit zum Einmischen und Aufeinanderheizen bietet, so liegt im Interesse Rußlands das gerade Gegenteil. Bei jeder Heize, die England beginnt, und es hat es in diesem Sportzweig zu einer unnachahmlichen Geschicklichkeit gebracht, gewinnt das Inselreich in demselben Maße, wie das festländische Rußland dabei verliert. Träte dies aus seiner Zurückhaltung heraus und besetzte mit gewalthätiger Hand Konstantinopel, so wäre Englands Besetzung von Kreta eine Antwort, der niemand mit Erfolg widersprechen könnte. Stellte sich Rußland feindlich gegen die Türkei, so würde England den „kranken Mann“ hochherzig an seinen mitleidigen Busen ziehen und als Belohnung für den Freundschaftsdienst ganz à la Cyprien Kreta „pachten.“ Rußland muß also ein Freund der Türkei bleiben; Rußland muß mit allen Mitteln verhindern, daß der Stein ins Rollen kommt, an dem England unablässig rüttelt. Denn es würde nur gewinnen, was ihm bei einiger Geduld ohnehin sicher ist, was aber nur entwertet in seinen Besitz kommen würde, wenn England sein kühnes Spiel durchsetzen könnte.

So dreht sich, von Kreta aus gesehen, der ganze Kampf um England und Rußland. Wie aber steht Frankreich dazu? Es spielt vielleicht die unglücklichste der vielen unglücklichen Rollen, die es in den letzten fünfzig Jahren zu spielen gehabt hat. Politische Witzbolde vergleichen das schöne Land mit einem Haushahn; namentlich zeichnet der Engländer gern den gallischen Vogel, wie er unnatürlich gespreizt dem stolzen, mächtigen, britischen Löwen seinen unangenehmen Gefang ins Ohr schreit. Wir möchten ein edleres Bild für Frankreich wählen. Uns erscheint es wie der Auerhahn, das kluge, schöne und

scheue Wild, dem der Jäger nicht leicht beikommt. Nur einen Augenblick giebt es, wo es — dann allerdings völlig — den Kopf verliert. Man nennt das in der Jägersprache: der Hahn schleift. Frankreich schleift, indem es den Blick auf die Vogesen gerichtet hält, während die Gefahr ganz wo anders droht. Nicht jenseits der Vogesen hängen Gewitterwolken, wohl aber im Süden über dem Mittelmeer, so weit das Auge reicht. In unsäglicher Verblendung, wie in der Hypnose, läßt Frankreich seine Karten eine nach der andern aus der Hand fallen und spielt die Rolle des bekannten Greises in der großen Seestadt Leipzig. Es suchte und fand Rußlands Beistand „im Falle eines Angriffs von jenseits der Vogesen.“ Nicht sein Interesse — denn ein Kampf auf Tod und Leben mit uns, das anmutige saigner à blanc, kann doch nicht in seinem Interesse liegen —, sondern das Gefühl der Rache bestimmt seine Politik; kann es sich wundern, wenn es dabei den kürzern zieht? Alle Leidenschaften machen blind, die Rachsucht macht auch taub und unfähig zum klaren Nachdenken, England aber müßte weniger geschickt in Geschäften sein, wenn es veräumte, eine solche Unfähigkeit, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein könnten, zu seinem Vorteil auszunutzen.

Das wahre Interesse Frankreichs fordert die thatkräftige Bekämpfung Englands: es muß also unter allen Umständen auch im Orient mit Rußland gehen. Weshalb aber geschieht das nicht? Rußland mußte, um England Schwach zu bieten, die Unterstützung aller Mächte suchen, die dazu bereit waren. Osterreich mußte es sein, wenn ihm seine Stellung und Zukunft auf der Balkanhalbinsel gesichert bleiben sollte, was weit wirksamer durch Rußland als durch England geschieht. Denn Salonichi mit einem englischen Kreta davor ist nur ein Ding von zweifelhaftem Werte. Deutschland war es aus einer ganzen Reihe der einfachsten Gründe, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen. Weshalb also schwenkte Frankreich ab? Auch hier trat das Gefühl hindernd in das klare Urteil der von dem Volksempfinden abhängigen französischen Diplomatie. Für Frankreich trat nicht Deutschland an Rußlands Seite, sondern Rußland an Deutschlands Seite. Und das unmittelbar nach der Reise des Zaren, gleich nach Châlons! War das nicht ein moralischer Verrat gegenüber der Abmachung für den Fall eines „Angriffs von jenseits der Vogesen“? Auch hier das Schleifen in der Hypnose: Rußland war offenbar in Deutschlands Fahrwasser, und dennoch verlangte es unter den aufgehenden Strahlen des erneuten Dreikaiserbündnisses von Frankreich unbedingte Heeresfolge im Orient! Da waren doch Englands geschäftig dargebrachten Vorschläge gar nicht so übel. Konnte denn ein türkisch-griechischer Krieg, wie er auch ausgehen mochte, nicht auch im französischen Interesse liegen? England würde Frankreich zu Syrien, zu Tunis verhelfen (die peinliche Sache mit Agypten wolle man kameradschaftlich einmal aus dem Spiele lassen); England würde, wenn endlich — a consummation devout'ly to be wish'd — die große Abrechnung

mit dem unangenehm übermächtigen Deutschland käme, nicht bloß papierne Schuhsohlen, feuchte Patronen und nicht explodirende Granaten senden, nein, es würde wirklich seine Kanalflotte mobil machen und in der Nähe von Kiel kreuzen lassen. Das war doch nicht zu verachten! Darüber, über den Vogesen, über der verletzenden Rücksichtslosigkeit, mit der Freund Rußland auf Frankreichs wahre Interessen hinwies, über den geschickt aufgepußten Brocken, die ihm England hinwarf, vergißt Frankreich sein erstes und größtes Interesse: die Beherrschung des Mittelmeers. Es braucht einen Blücher, der ihm sagt:

Wo steht der Feind? — Der Feind? dahier. —
Den Finger drauf, den schlagen wir.

Der Feind steht aber in Ägypten und auf Kreta, nicht hinter den Vogesen.

Deutschland kann in seinem eignen Interesse nur auf Rußlands Seite sein. Seitdem England mit komischem Staunen herausgefunden hat, daß es unsre Politik nicht für sich „eingespinnen“ hat, ist es sehr zornig geworden, und da dergleichen Gemütsstimmungen leicht alle Klugheit vergessen machen, hat es seine Karten uns gegenüber mit etwas brutaler Deutlichkeit aufgedeckt. Wir spielen jedoch ruhig weiter, denn wir wissen, daß unsre und der andern Gegenspieler Karten stark genug sind, seiner Weltmachtspolitik ein Halt zu gebieten. Ein solches Halt kann aber dem gährenden Reiche verhängnisvoll werden.

So erscheint dem Laienauge von Kreta aus, von den Höhen, die die Sudabai umziehen, als der Kernpunkt der ganzen orientalischen Frage die großartige, kühne und gefährliche Politik Englands, das nicht nur um den Weg nach Indien, sondern um seine Existenz kämpft. Die „Ochtmacht der Mächte“ aber ist eine Zeitungssphraze, die keinen Laien irre machen sollte.



Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg

Von Richard Goldschmidt

4

(Schluß)



er intelligible Charakter ist wie „das Ding an sich“ ein wesensloser Schein, ein Nichts, mit dem nichts anzufangen ist. Was nützt es auch, wenn wir weder in unsern Handlungen, noch in unserm empirischen Charakter frei sind, auf einen „Charakter an sich“ zurückzugehen, der frei sein soll? Es ist nicht nötig, eigentlich nicht einmal zulässig, mit dem außerhalb der Erfahrung liegenden